

# Der Gesellschafter.

## Amts- und Anzeige-Blatt für den Oberamts-Bezirk Nagold.

88. Jahrgang.

№ 187

Freitag, den 15. August

1919.

### Die Steuerfchraube.

Nun haben wir wieder einen Reichstag. Durch die Inkraftsetzung der neuen Reichsverfassung ist die verfassunggebende deutsche Nationalversammlung in Reichstag umgetauft worden, ebenso wie der Reichsministerpräsident wieder wie vor dem Umsturz mit dem schönen Namen Reichskanzler bezeichnet wird. Damit sind allerdings nur die Namen wieder dieselben geworden, der Geist hat keine Rückwärtsorientierung erfahren, und doch wäre es in mancher Hinsicht für das ganze Volk gut, wenn gewisse Kreise sich an den Geist der verflochtenen Zeit wenigstens einigermaßen halten wollten, soweit es den Staatsgedanken, die Erhaltung des Staates und sein Aufbau betrifft. Es würde keinesfalls etwas Schaden, wenn beispielsweise wieder eine bessere Selbstsucht im ganzen Volke Plog greifen würde, wenn der Geist der Gemeinschaft sich wenigstens in den — zugestandenemmaßen auch damals schon lauen — Formen wieder ausdrücken würde, wenn der Adelswille mächtig wachen und seine Schwingen regen wollte. Dieses würde dadurch unserem Volk erspürbar werden, was heute unumenschlich hart in das Leben jedes Einzelnen eingreift. Insbesondere würden auch die Wirkungen der Steuerfchraube, die Herr Erzberger unter Aufsicht des Reichstages in Weimar eben notgedrungen auf das Schicksal anzieht, herabgemildert werden können. Aber dem Reich bleibt, darüber sind sich alle Parteien des Reichstages einig, zum Aufbau unseres ganzen Wirtschaftslebens, zur Erhaltung seiner Erzfähigkeit und Wille Geld herbeizuschaffen. Die Regierung hofft das Ziel mit ihren ganz gewolligen Steuervorlagen zu erreichen. Wir wollen gerne vertrauen, daß sie sich nicht täuscht, denn jeder Einzelne im Volk wird keinen anderen Wunsch kennen als den, der schleunigsten Wiedergewinnung unserer Finanzen. Aber es stehen tatsächlich eine ganze Reihe Skeptiker da, die nicht schließlich die Steuervorlagen der Reichsregierung als nicht den richtigen Weg bezeichnen.

In der Mittwochsitzung des Reichstages, in der die großen Finanzfragen fortgesetzt debattiert wurden, standen Kritiker aus allen möglichen Lagern auf. Die Sozialdemokratie kann sich nun einmal nicht so recht mit der Umgestaltung befunden und hätte eine schärfere Ausgestaltung der Erbschaftsteuer vorgezogen. Eine Annullierung der Kriegsanleihe lehnt sie ab. Das Zentrum wünscht beim Reichsanleiher eine stärkere Rücksichtnahme auf kinderreiche Familien. Recht scharfe Kritik übten die Demokraten, die den heftigen Finanzminister Henrich vorgeschickt hatten. Er stellte einen Fehlbetrag von 3 Milliarden in Aussicht, da die eingebrachten Steuern trotz Erzbergers

Optimismus die erforderliche Summe nicht decken würden. Vor einer Zwangsanleihe drückten wir keine Angst zu haben. Er warnte im Uebrigen vor der Zentralisierung unter allen Umständen, die keineswegs Einheitlichkeit bedeute, sondern sie geradezu gefährde. Die Deutschnationale Volkspartei erklärte sich ebenfalls bereit, an der Ordnung unserer Finanzen mitzuwirken, bringt jedoch den Steuervorlagen verschiedene schwerwiegende Bedenken entgegen. Wir müßten eine vollständige Ertatierung unserer Ausgaben haben. Die Nachbefugnisse des Finanzministers hält sie für zu weit gehend. Sie seien größer als die eines Diktators. Und das ist ja schließlich Erzberger letztes Ende heute auch, jeder andere Finanzminister würde das aber notgedrungen auch sein müssen. Es muß eben viel Geld aus dem Volk und vornehmlich aus dem Besitz in die Reichskassen gesteuert werden. Dazu muß sich das Reich der direkten und indirekten Steuern bedienen. Von den Unabhängigen wird namentlich die letztere als unannehmbar bezeichnet. Der Umsatzsteuer können sie unter keinen Umständen zustimmen. Anstatt ein neues Wirtschaftssystem einzuführen, arbeite man mit direkten und indirekten Steuern und suche so die Lasten auf die Schultern der Masse abzuwälzen. An der gegenwärtigen Finanzpolitik läßt auch die Deutsche Volkspartei scharfe Kritik, aber sie gibt zu, daß man angesichts unserer Lage in der Bewilligung von direkten und indirekten Steuern nicht zu ängstlich sein dürfe. Das Wesentliche bleibe aber die Schaffung laien-er Einnahmen. Nach einer Rede Erzbergers, der vor allen Dingen mit Freude den erkennbaren Willen einer übergroßen Mehrheit des Hauses feststellte, an der Befundung unserer Reichsfinanzen mitzuarbeiten, wird die Sitzung abgebrochen. Der Finanzminister bezeichnete die Vermögensabgabe mit den bisher unterbreiteten Vorlagen als im allgemeinen abgeschlossen. Eine geordnete Staatwirtschaft kündigte er ab 1. Oktober an.

### Die Krise in Wien.

Von der Zerfahrenheit der deutsch-österreichischen Verhältnisse machen wir uns nur eine schwache Vorstellung. Wenn jetzt in der Nationalversammlung in Wien die Verhandlungen über die Zustimmung zum Friedensvertrag erfolgen, so wird es gut sein, auf die Unterläufe zu hören. Der Sozialist Dr. Renner hat die Führung der österreichischen Politik an sich gerissen. Er hält sich für einen großen Staatsmann, obwohl seine Ansichten sehr flüchtig sind. In St. Germain hat er abermals ein Damaskus gefunden, denn nun arbeitet er insgeheim und offen mit allen Kräfte gegen den Anschluß an das Reich. Zunächst schloß er den Sozialisten Dr. Otto Bauer in die Wäpfe, der immerhin über so viel politische Kenntnisse verfügt, daß er den

Anschluß an das Reich als die Rettung vor dem Untergang ansah. Es ist bekannt, daß es einflußreiche Kreise in Oesterreich gibt, die noch immer an eine Wiederaufrichtung der habsburgischen Herrlichkeit glauben. Diesen Kreise gehören der Hofadel an, besonders aber der katholische hohe Klerus, der nicht ohne Grund fürchtet, daß in einer sozialistischen Republik für die Unmacht der Stifftstädte und Bischöfe kein Raum mehr sein werde. Indessen hat der katholische Klerus durchaus nicht die Massen der Bevölkerung in den Alpenländern hinter sich. Mit wachsender Erbitterung sieht sie die sozialistische Wirtschaft in Wien an. Es ist nicht wahr, daß die Bürger und Bauern in Tirol, in Steiermark und Kärnten sich mit Haut und Haaren den Wiener Sozialisten verkauft haben. Die alpenländischen Deutschen haben im Krieg schwere Opfer gebracht. Ganze Täler in Tirol und Steiermark sind entvölkert, weil Männer, Knaben und Geisse die Verteidigung des Donaufaates mit dem Leben bezahlten. Die sozialistische Welle, die nach der Revolution über das Land stürzte, war in ihrer Tiefe und Breite nicht echt. Es ist ein Widerspruch, daß allein Wien über das Schicksal Deutsch-Oesterreichs entscheidet, weil hier alle Fäden der Politik zusammenlaufen. Dazu kommt eine beispiellose Fälschung der öffentlichen Meinung, an der die Wiener sozialistische Regierung nicht unschuldig ist. Was wir im Reich aus Oesterreich hören und erfahren, das ist alles für den Gebrauch der regierenden Sozialisten zurechtgeföhrt. Dagegen hören wir so gut wie nichts von der Not und vom dem Hoffen der Alpen-Deutschen. Die Zeitungen in Steiermark und Tirol ergehen sich in bitteren Klagen gegen Wien. Sie wollen nicht die gewalttätige Trennung vom Reich und drohen offen damit, sich unabhängig zu erklären, um von der Wiener Politik unbeeinflusst eigene Wege zu gehen.

Dr. Renner teilt ein gefährliches Spiel. In seiner eigenen Partei hat sich eine starke Gegenströmung entwickelt. Darin hat Renner in St. Germain keinen leichten Stand gehabt, aber seine Noten zeigen, daß es ihm nur auf die Rettung der Wiener Regierung ankam. Dabei erfuhr er die Unterstützung der ansehlichen Alerkalen. Die Ereignisse in Ungarn haben auch ihre Schatten nach Oesterreich geworfen. Da müßte der Hofadel politisch u. diplomatisch weniger erfahren sein, wenn er die Lage nicht ausnutzte. Für die Habsburger arbeiten außerdem die Parmas, deren Einfluß auch die Berufung des Erzherzogs Josef zum Regenten von Ungarn gelungen ist. Wenn aber der Erzherzog Karl unter ähnlichen Umständen nach Wien gelangen sollte, so würden die Umrisse eines neuen Donaufaates am Horizont. Allein dieser Donaufaats würde deutschfeindlich sein, seine Politik aus London und Paris empfangen. Möglich, daß Dr. Renner nicht

### Durch enge Gassen.

Original-Roman von Käthe Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

9) München Fink hatte den Kopf auf den blanken Schlitzen der Maschine gelegt und sah, als schließe sie. Mit ein paar schnellen Schritten stand Delea Holtmann an der Seite der Rotierenden. Sanft legte sie ihre Hand auf die schmale, geneigte Schulter.

„Ih Ihnen nicht wohl, Fräulein München?“  
Nur ein leises Zucken antwortete ihr.

„Soll ich Ihnen etwas beibringen lassen — so reden Sie doch!“

Da sang es erküht und dumpf:  
„Ich kann nicht dafür — ich schäme mich so sehr, aber ich ... muß weinen.“ Delea Holtmann tröstete mit ihrer warmen, weichen Hand die, von welcher sie bis heute nicht mehr wußte, als daß auch sie ganz allein auf der Welt stand.

„Sprechen Sie sich nur aus, Fräulein München, wenn Sie mögen.“

Und das alte Mädchen öffnete schon die Lippen und ließ ihr Herz sehen.

„Ich wäre ja wohl weiter so stumpf und gefühllos mein blühendes Leben zu Ende geföhrt, wenn das heute morgen nicht gewesen wäre. — Aber da hat er mit seine Tochter geschickt.“

„Wer, München?“

„Der, mit dem ich zusammen aufgewachsen bin — der Fröh, derselbe, der mich vor fünfundszwanzig Jahren zur Braut wollte.“

„Aber Sie liebten ihn nicht ... damals?“

„Ich dachte mit mitter Liebe“ wohl was Falsches. Ich war so jung und vertraut und immer so in den Wolken. — Ich dachte, sie wird schon noch kommen ... die richtige.“

„Und da sagten Sie ihm ab ...?“

„Ja, das tat ich — und wartete und wartete ... Jahr um Jahr — Aber es kam nicht. Niemand kümmerte

sich um mich. Die Mädchen lachten mir grad' ins Gesicht, und die Männer nannten mich eine Simperleie.“

Es wurde immer stumpfer und grauer. Ich dachte nicht mehr an was Warmes ... Wof doch daran noch, daß ich so viel zusammenpackte, um mal unabhängig unter die Erde gebracht zu werden. — Da kam nun heute in aller Frühe — ich wollte gerade hierher — ein junges frisches Ding ganz in Schwarz zu mir. Wie schon gesagt — seine Tochter! — Er hat nämlich damals nach ein paar Jahren geheiratet und die Frau bald hergeben müssen. Das Mädchen ging jetzt um ihn in Krainer. Sie sagt, seitdem ihre Mutter dranhin im Grünen schlief, hat er oft von mir gesprochen ... und auf dem Sterbebett ihr ein kleines Buch gegeben, daraus haben wir beide mal zusammen im heimlichen Aftendchor gesungen. — Das Buch schickte er mir nun.“

Delea Holtmann sah über das frühergraute Haar der anderen mit einem gequälten, fragenden Blick in die Ferne.

„Warum weinen Sie aber jetzt, München? — Er war doch schon lange nicht mehr in Ihrem Leben.“

„Ich weine, weil ich damals nicht gewußt habe, daß ich ihm doch gut war ... und ... um das andere.“

„Darf ich dies andere auch noch wissen?“

Das vergrämte Gesicht wurde blutrot. Die dünnen Lippen zitterten. — „Weil das Mädchen, das seine Augen und seinen Wuchs gehabt hat, nicht Mutter zu mir sagen konnte ...“

Durch Delea Holtmanns schlante, hohe Gestalt lief ein Bufen. Also darum!

War das nicht der verwirte und verzogene Traum eines trüben Mädchens, der vor der Wirklichkeit nicht standhalten konnte?

Nein ... es war die Wirklichkeit selbst! In ihrer ganzen namenlosen Dürftigkeit ...

Eine taube Ahr — eine hohle Ahr! Keine Spur hinterlassend. Sie zog mühslich fröhlich die Schultern empor und ging wieder zu ihrer Arbeit hinüber.

Ihr wollte es scheinen, als ob jetzt den mit Schnee gemischten Regen eine matte, verborgene Sonne mit blankem Leuchten fülle.

Delea Holtmann rüß das Fenster auf, um dieser verfluchten Sonne teilhaftig zu werden.

Es wurde aber nicht heller um sie. Nur der verhaltene, sauchende Atem der Großstadt schlug dumpf herein. Ein fernes Mirlschendes Rattern und Röhren, als wenn ein Riese unter Ketten schlüfte.

Sie schlug das Fenster wieder zu. Ihre Hüfte strakten sich. Die Augen blühten kühl. Angestrengtes Nachdenken zog die feingeschnittenen Brauen enger zusammen. Die Arbeit beanspruchte wiederum jeden Gedanken für sich. Aus der Ecke der unter den Händen des alten Mädchens ratterte jetzt leise die plappernde Maschine. Es war wie laut ...

Nur ab und zu gab eine Glocke in weiter Ferne einen Ton von sich, der mit lächem, stützendem Schwirgen eine harte Zukunft entschleerte. — Mutter! —

Dann hielt Delea Holtmann wohl einen Herzschlag lang lauschend inne ... grub die Zähne in die Lippen ... und arbeitete schließlich doch weiter. Stunde um Stunde. Der Regen hatte aufgehört. Die Sonne brach durch. Wie vereinzelte, lüppertene Fäden schwebten ein paar Glocken aus dem gestörten Grau ...

Die Mittagspause lang in bleibernen Tönen von der Druckerei her auch ihr Lied in diese Stille. Alles drängte fort. Ein Stampfen und Surren lag einige Minuten in der Luft. Auch Delea Holtmann griff mechanisch nach ihrem Mantel, suchte aber zuvor gewohnheitsmäßig mit den Händen nach München Fink und freute sich, daß deren Platz bereits leer war. Eigentlich mußte auch sie jetzt eilen, um das nicht abbestellte Essen frisch und gut zu haben. Aber sie mochte heute nicht mit einer Menge fremder, gleichgültiger Menschen in dem nämlichen Raum essen ... Hierbleiben aber mochte sie auch nicht. Dies Zimmer wurde erst mittags gesäubert. Da war sie nur im Wege. — Sie schlüpfte in den Mantel, drückte die praktische Wäpfe auf das Haar, ohne einen Blick in den abteilungsabhängigen Spiegel zu tun, und ging langsam der Tür entgegen.

(Fortsetzung folgt.)







